

Den Zirkel der Gewalt unterbrechen

Emmi Piklers Praxis der Salutogenese in der Frühsozialisation

von Elisabeth C. Gründler

Etwa ein Dutzend zwei bis dreijährige Kinder bewegen sich schnell mit Dreirädern, Rollern und Plastikautos. Auf dem gepflasterten, abschüssigen Hof gewinnen sie auf den Fahrzeugen rasche Fahrt. Für die Zwei- und Dreijährigen ist das Gefälle erheblich. Zielsicher suchen sie den höchsten Punkt, stoßen sich ab und genießen die Beschleunigung. Die meisten Kinder durchqueren den Hof in seiner gesamten Länge und lassen ihre Fahrt mit Karacho an dem stabilen Gitter enden, der das Gelände begrenzt. Einige wenden sofort für die nächste Runde, andere lassen sich fallen, glucksend vor Lachen. Manche wechseln das Gefährt, ehe sie sich wieder in Bewegung setzen. Einzelne haben schon begriffen, dass sich mehr Fahrt gewinnen lässt, wenn sie ein Fahrzeug zu zweit benutzen. Sie genießen die rasante Bewegung und geben ihrer Freude lebhaft Ausdruck. Die Plastikrädchen verursachen laute scheppernde Geräusche - auch das scheint den Kinder Freude zu machen. Ein Durcheinander wie auf einem Rodelhügel, jedoch ohne dass Hektik spürbar ist. Mir wird etwas schwindelig - fast zwei Jahrzehnte ist es her, dass ich täglichen Umgang mit Kindern dieses Alters hatte. Gleich wird es einen Zusammenstoß geben, befürchte ich, Geschrei, Tränen, blutige Köpfe. Besorgt blicke ich auf die beiden Pflegerinnen. Diese sitzen völlig entspannt in der Aprilsonne und schauen auf die Kinder. Diese nehmen von den Erwachsenen wenig Notiz. Es gibt keinen Grund zum Eingreifen: kein Geschrei, keinen Streit, keine Gefahr.

Ich versuche, mich zu entspannen und betrachte wieder auf die Kinder. Jetzt erkenne ich, mit welcher Geschicklichkeit sie ihre Fahrzeuge lenken, einander ausweichen oder soweit abbremsen, so dass ein Aufeinanderprallen zum Auslöser lustvollen Geschreis und Gelächters wird. Ein kleines Mädchen hält inne, um einem mit zwei Spielgefährten besetzten Plastiklastwagen, der in rasender Fahrt seinen Weg kreuzt, vorbeizulassen; dann kommentiert es laut die Wettfahrt zweier anderer, die nicht weit davon stattfindet. Kein Chaos, sondern ein Spiel mit Regeln wird hier gespielt. Bei höchster Konzentration auf die eigene Bewegung nehmen die Kinder gleichzeitig ihre Mitspieler wahr: sie bremsen, beschleunigen oder lenken ihre Fahrzeuge so, dass für die Aktion der übrigen Raum bleibt.

Als ich mich umwende, mir stockt der Atem erneut. Ein etwa zweijähriger Junge hat sein Dreirädchen gebremst und betrachtet eine ganze Weile aufmerksam die steilen Stufen einer breiten Steintreppe, die von dem gepflasterten Hof auf einen Rasenplatz mit Sandkisten und kleinen Klettergeräten führen. Die Türen in dem stabilen Gitter vor der Treppe sind für die Kinder leicht zu öffnen. Nach einigen Minuten den Innehaltens setzt sich der Zweijährige in Bewegung: vorsichtig tastend, auf seinem winzigen Fahrzeug sitzend, überwindet er die erste Stufe. Erneut hält er inne und wagt schließlich die zweite Stufe. Mit großer Achtsamkeit balanciert er den eigenen Körper mitsamt dem Gerät, in keinem Augenblick ist er in Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren. Stufe für Stufe überwindet er auf diese Weise, ohne sein Gefährt loszulassen. Den Pflegerinnen ist diese Szene entgangen, sie sitzen mit dem Rücken zu den Gattern und Treppen. Offenbar sind das keine Gefahrenpunkte, die ihrer besonderen Aufmerksamkeit bedürfen.

Der Ort, an dem ich diese Szenen im April 2000 beobachten konnte, ist kein herkömmlicher Kindergarten. Das >Lóczy< in Budapest, wie es im Volksmund und in der Literatur genannt wird, offiziell „Emmi-Pikler-Institut“, ist ein Heim für verlassene Kinder. Die Kinder, die hier spielen, hatten den denkbar schlechtesten Start ins Leben: Mutterlosigkeit. 1946 von der ungarischen Kinderärztin Emmi Pikler (1902-1984) gegründet als Heim für Kriegswaisen und Kinder tuberkulosekranker Mütter, dient es heute der Aufnahme von Sozialwaisen. Manchmal sind ihre Mütter selbst noch minderjährig und haben ihr Kind auf der Entbindungsstation einfach zurückgelassen; andere Kinder wurden so vernachlässigt, dass die Eltern das Sorgerecht entzogen bekamen. Im Lóczy bleiben sie solange, bis über ihre Zukunft - Adoption, Aufnahme in Pflegefamilie oder Rückkehr in die eigene Familie - entschieden werden kann. Das dauert in der Regel ein bis zwei Jahre, in Einzelfällen auch länger.

Im April 2000 leben 38 Kinder hier, maximal 40 können aufgenommen werden. Sie werden von 22 Pflegerinnen betreut. Versorgung und Verwaltung des Heims, sowie in der Forschung sind insgesamt 60 Mitarbeiterinnen tätig. Die Forschungsmitarbeiterinnen wirken an der Betreuung der Kinder mit, denn es gibt das Prinzip, dass die Forschung nicht losgelöst vom Alltag der Kinder stattfindet. Was dieses Heim von allen anderen weltweit unterscheidet, sind die von seiner Gründerin entwickelten Grundsätze, die heute noch praktiziert werden, sowie das angegliederte Forschungsinstitut. Hier wird weder mit Experiment, noch mit künstlich hergestellten Situationen gearbeitet – eine Methode, mit der z.B. Jean Piaget zu allen seinen Erkenntnissen kam, wenn es auch die eigenen Kinder waren, mit denen er Experimente anstellte. Das Emmi-Pikler-Institut arbeitet ausschließlich auf der Basis der Auswertung von im Alltag gesammelten Daten, sorgfältigen Langzeituntersuchungen und minutiöser Analyse von Videobeobachtungen. Die Ergebnisse lassen aufhorchen, insbesondere vor dem Hintergrund zunehmender Gewalttätigkeit von Kindern und Jugendlichen, der alle westlichen Gesellschaften heute mehr oder weniger ratlos gegenüberstehen.

Pflege ist Kommunikation

Die wichtigsten Grundprinzipien der Arbeit im Lóczy sind die einfühlsame Pflege im Dialog mit dem Kind und die eigenständige Bewegungsentwicklung auf der Grundlage einer für das Kind überschaubaren Ordnung des Alltags.

Eine einfühlsam arbeitende Pflegerin kann mit dem Säugling in einen Dialog treten und diesem ein aktives Handeln, d.h. die Erfahrung seines Subjektseins ermöglichen. Durch den intensiven, immer auch verbalen Dialog beim Wickeln, Füttern und Baden, also fünf mal am Tag, wird der Säugling emotional satt. Die Zahl der Bezugspersonen ist begrenzt auf vier für maximal sechs bis acht Kinder. Ein Bezugspflegesystem, das die Möglichkeit einer privilegierten Beziehung beinhaltet – eine Pflegerin ist immer in besonderer Weise für zwei Kinder zuständig –, vermittelt dem Säugling Konstanz und Kontinuität. Das ist die Basis, auf der ein elternloses Kind Vertrauen in die Welt entwickeln kann.

Entscheidend ist die Qualität des Umgangs mit dem Kind. Wenn die Hände der Pflegerin „tastend, empfindsam, behutsam und feinfühlig“ (Pikler) sind und alles Handeln der Pflegenden von wacher Aufmerksamkeit und einfühlsamem Respekt bestimmt werden, dann entspannt sich das Kind und fühlt sich aufgehoben. Im Lóczy wird mit dem Kind gesprochen, die Pflegerin erklärt, was sie tut. Sie zeigt dem Kind jeden Gegenstand, den sie verwendet und jedes Kleidungsstück und wartet, bis es bereit ist zu kooperieren. Ein nur wenige Wochen altes Kind ist zu kooperativem Verhalten fähig. Das Baby nimmt den Dialog auf: mit Blicken, Gesten und Bewegungen, und es kommt zu einem echten Zusammenspiel. Die Pflegerin zeigt z.B. dem Säugling am Ende des Bades den Stöpsel, den sie herausgezogen hat, um das Wasser abzulassen und kommentiert ihr Tun. Ob der Säugling jetzt schon die Worte versteht, ist unerheblich. Irgendwann begreift er den Zusammenhang. Genauso wichtig ist, dass der Erwachsene in diesen alltäglichen Gesten eine Haltung einnimmt, mit der er sein winziges Gegenüber als ganze Person anerkennt und ernstnimmt. Ich habe beobachten können – und es ist auf Video vielfach dokumentiert –, wie wenige Monate alte Babys auf Bitten der Pflegerin die Hand oder den Fuß hinstreckten, um beim Anziehen zu kooperieren. Wer je als Vater oder Mutter am Wickeltisch Erfahrung im Umgang mit seinem quirligen Nachwuchs gesammelt hat, kann über dieses Zusammenspiel nur staunen. Im Kontakt mit dem Erwachsenen während der Pflege, so die Erfahrung im Lóczy, werden sowohl die körperlichen als auch die seelischen Bedürfnisse des Kindes befriedigt. Am Ende ist es satt, ruhig und zufrieden. Die Pflegerin wendet sich dem nächsten Kind zu, denn sie muss mehrere „satt machen“. In einer klaren Reihenfolge wird eines nach dem an deren gefüttert und gepflegt. Diese für die Kinder klar erkennbare Ordnung gibt ihnen Sicherheit und Halt. Wenn die Kinder schlafen, haben die Pflegerinnen keineswegs nur „Pause“. Täglich machen sie ausführliche Aufzeichnungen über das Verhalten des Kindes. Jeder Entwicklungsschritt wird genau protokolliert. Für „ihre Kinder“, also die beiden, für die sie in besonderer Weise verantwortlich ist, wertet sie diese Aufzeichnungen für monatliche Berichte aus. So werden für die übrigen Pflegenden Entwicklungslinien erkennbar. Gleichzeitig vertieft diese Form

der Aufmerksamkeit die Beziehung zwischen der Bezugspflegerin und diesem einen Kind. „Liebe kann man nicht verlangen“, sagt Anna Tardos, Kinderpsychologin und Tochter Emmi Piklers, heute Direktorin des Lóczy, „wohl aber achtsames Interesse und wache Aufmerksamkeit der Pflegenden. Dann scheint es zu geschehen, dass diese Kinder Liebe erfahren, d.h. sie erleben es, angenommen und geborgen zu sein.“

Eigenständige Bewegungsentwicklung begründet echtes Selbstbewusstsein

Emmi Pikler lehnte jegliche direkte Förderung und Stimulation des Kindes grundsätzlich ab. Niemals wird es im Lóczy in eine Lage (Bauchlage, Sitzen, Aufrichten) gebracht, die es nicht von alleine einnehmen kann. So sind seine „Fortschritte“ unter Umständen langsamer, doch in einer Umgebung, die anregend auf seine Neugier und Entdeckerfreude wirkt, entwickelt das Kind eine völlig andere Sicherheit in der Bewegung - die Grundlage für echte, d.h. in der Motorik fundierte, Selbstsicherheit und Selbstvertrauen. Im Lóczy ist dies keine Forschungshypothese, sondern eine jahrzehntelange, erprobte Praxis, wie langjährige Photo- und Videodokumentationen zeigen. Entgegen der weitverbreiteten Ansicht, Kinder bräuchten die Hilfe von Erwachsenen, um sich aufzurichten, um sitzen, gehen und stehen zu lernen, wurde im Lóczy an Hunderten von Kindern beobachtet, dass jedes Kind alle Bewegungsarten von allein entdeckt und lernt. Es erprobt eine neue Bewegungsart erst, wenn es sich in der vertrauten absolut sicher ist, und jederzeit dahin zurück kann. Zwischen dem Liegen und dem freien Sitzen gibt es eine Fülle von Zwischenstufen, die das Kind oft über Wochen oder sogar Monate nutzt. Manche Kinder bewegen sich monatelang in einer Art Kniegang fort, bis sie schließlich im Alter von etwa anderthalb Jahren die ersten freien Schritte wagen. Der Prozess des Aufrichtens ist ein langsamer, kontinuierlicher. Die Hilfe und die Unterstützungsangebote von Erwachsenen hindern die eigenständige Bewegungsentwicklung und nehmen dem Kind die befriedigende Erfahrung, etwas aus eigener Kraft herausgefunden zu haben. Hilfe begründet Abhängigkeit. Echtes Selbstbewusstsein entwickelt sich durch das eigenständige Experiment und die Freude an der eigenen Leistung. Deswegen wird im Lóczy jedem Kind die Zeit gelassen, die es braucht, und daher ist die Möglichkeit des ungestörten freien Spiels von zentraler Bedeutung.

Freies Spiel statt Stimulation und Förderung

So radikal die Ablehnung einer direkten Stimulation und Förderung des Kindes ist, so wird doch der Gestaltung der Umgebung des Kindes sehr viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit verwendet. Die Pflegerinnen sind geschult, dem Kind immer die nötigen, seinem Entwicklungsstand entsprechende Gegenstände und Materialien als Spielzeug anzubieten, um seine Aufmerksamkeit und sein Interesse wecken. Schon sehr kleine Kinder, so wurde im Lóczy beobachtet und dokumentiert, können sich lange Zeit auf eine selbstgestellte Aufgabe konzentrieren und in geduldiger, zigfacher Wiederholung eine ausdauernde Neugier entwickeln. Zum Beispiel der 16 Monate alte Botond: er hat sich zum Spielen eine große Plastikflasche und drei Holzringe geholt. Aufrecht sitzend stellt er die Flasche zwischen seine Beine, und beginnt, die Holzringe auf den Flaschenhals zu stecken. Er arbeitet konzentriert und mit großem Kraftaufwand. Beim dritten Ring fällt die Flasche um. Botond sammelt die Ringe wieder ein, stellt die Flasche erneut auf und beginnt sein Experiment von vorn. Diesmal gelingt es ihm. Er schaut hoch, wie wenn er Bestätigung suchte, dann greift er die Flasche mit den drei Ringen, führt sie zum Mund, beißt hinein, kaut drauf herum. Eine Geste der Aneignung: „Meins!“ Nach einer Weile hört er auf, auf seinem Produkt zu kauen, schlägt mit der Flasche auf den Boden und schaut sich freudestrahlend um. Schließlich löst er das ganze Arrangement auf und beginnt von vorn. Wieder löst er die selbstgestellte Aufgabe, wieder hat er Erfolg. Diese Wiederholung schafft Bestätigung. Botond versichert sich seiner Rolle als Akteur. In der Wiederholung prägen sich die Bewegungs- und Koordinationsmuster ein, sowohl im Körpergedächtnis als auch im Gehirn. Seine Fähigkeit zur Koordination verfeinert sich. Nach und nach entdeckt Botond, dass er gar nicht viel Kraft braucht, um die Ringe auf den Flaschenhals zu stecken. Im vierten Versuch ist deutlich zu sehen, dass er die Ringe sehr viel vorsichtiger plaziert als

zu Anfang. Botond hat durch wiederholtes Ausprobieren begriffen, dass er nur wenig Kraft einsetzen muss, um zum gewünschten Ergebnis zu kommen. Freies Spiel und selbstgestellte Aufgaben haben eine grundlegend andere Qualität für die Ich-Entwicklung als solche, die vorgegeben und unter Anleitung und Hilfe ausgeführt werden. Die Entwicklung von Eigenverantwortung und Kreativität beginnt hier.

Kinder, die die Freiheit hatten, ihre Motorik im eigenen Rhythmus und aus eigener Kraft zu entwickeln, sind in der Regel vor Unfällen geschützt. Stufen und Treppen sind für sie keine Gefahrenquellen, denn sie sind es gewohnt, sich achtsam zu bewegen. Durch Podeste im Spielbereich wird den Kindern die Möglichkeit gegeben, mit Stufen Erfahrungen zu sammeln und zu experimentieren. Schon Krabbelkinder, so wurde im Lóczy beobachtet, können mehrere Stufen im Vorwärtsgang bewältigen. Wenn diese Kinder laufen können, stellen Treppen keine Gefahr mehr dar. Eigenständig bedeutet, nicht allein oder verlassen zu sein. Eine Pflegerin ist stets in Reichweite, es besteht ein kontinuierlicher Ruf- und Blickkontakt.

Diese im Lóczy entwickelte Einheit aus verlässlicher intensiver Zuwendung, klarer Ordnung im Alltag und gleichzeitig großer Eigenständigkeit, sowohl in der Bewegungsentwicklung als auch im freien Spiel, hat eine heilsame und präventive Wirkung. Bereits Anfang der sechziger Jahre entdeckte die ungarische Psychologin Margit Hirsch im Laufe einer Untersuchung an Heimkindern, dass zwei der Kinder nicht an Hospitalismus litten. Diese Kinder kamen aus dem Lóczy. Eine weitere Untersuchung an 30 Kindern, und schließlich eine Langzeitbeobachtung von 100 Kindern bis in das Erwachsenenalter, die von der WHO finanziert wurde, bestätigte den Befund: Kinder, die unter den im Lóczy geschaffenen Bedingungen ihre ersten Lebensjahre verbracht haben, sind als Erwachsene sozial integriert und gründen eigene Familien. Keines der Kinder wies Unterschiede zu in Familien aufgewachsenen Kindern auf. Keine der jungen Frauen war alleinerziehend, alle nahmen Mutterschaftsurlaub und kümmerten sich selbst um ihr Kind. Diese 1968 und 1970, auch auf Englisch veröffentlichten Ergebnisse, wurden im Westen nur von wenigen Fachleuten beachtet. Im Klima des kalten Krieges konnten hier Erkenntnisse, die jenseits des eisernen Vorgangs gewonnen worden waren, weder in den Wissenschaftsbetrieb noch ins Alltagsbewußtsein gelangen. Zwei Französinen, die Kinderpsychiaterin Myriam David und die Kinderpsychologin Genevève Appel, waren die ersten, die die Nachrichten vom Lóczy in den Westen brachten. Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre haben sie mehrfach dort hospitiert und ihre Erfahrungen 1973 in einem Buch zusammengefaßt. Ihr Interesse galt der Institution. Wie ist es möglich, so fragten sie, dass ein institutionelles Handeln auf Kinder heilsam wirkt und nicht zerstörerisch? Wie ist es möglich, den Kreislauf der Gewalt, der aus vernachlässigten, mißhandelten Kindern gewalttätigen Erwachsene werden läßt, zu unterbrechen?

Emmi Piklers Interesse galt ursprünglich der Entwicklung des Kindes in der Familie. Dieses Thema ist auch immer Teil ihrer Arbeit geblieben. Als sie nach ihrem Studium und ihrer Facharztausbildung in Wien 1935 begann, als freie Kinderärztin in Budapest zu praktizieren, nahm sie hauptsächlich solche Kinder an, deren Eltern zu einer längerfristigen Zusammenarbeit mit ihr bereit waren. Emmi Piklers Hausbesuche, die sie als Beratung verstand, dauerten oft mehrere Stunden. Zusammen mit den Eltern beobachtete sie das Kind und leitete diese an, seine Bedürfnisse wahrzunehmen und adäquat zu befriedigen. Mit den Eltern gemeinsam überlegte sie, wie die häusliche Umgebung so gestaltet werden konnte, dass diese den jeweiligen Entwicklungsbedürfnisse des Kindes entsprach und auch die Eltern nicht zu kurz kamen. Während des 2. Weltkrieges, der die meisten Mütter zu „Alleinerziehenden“ machte, unterstützte Pikler diese darin, eine gegenseitige Kinderbetreuung zu organisieren, damit einige außer Haus arbeiten konnten und sich so die materielle Situation aller verbesserte. Pikler selbst musste seit 1937 allein für ihre Tochter sorgen, ihr Ehemann, György Pikler, war aus politischen Gründen bis 1945 im Gefängnis. Als Ungarn 1944 von deutschen Truppen besetzt wurde, tauchte Emmi Pikler ihrer jüdischen Herkunft wegen unter und wurde von einer Familie, deren Kinder sie betreut hatte, versteckt. Emmi Pikler Grundsätze im Umgang mit Säuglingen und Kleinkindern sind heute in Ungarn weit verbreitet. Anna Tardos produzierte in den siebziger Jahren eine regelmäßige Hörfunksendung für Eltern, >Tipagó<, was so viel heißt, wie „Toddler“ oder

„Kleinkind“. Emmi Piklers Handbuch für Mütter wurde in der 14. Auflagen gedruckt. In den achtziger Jahren lief eine 14-teilige Fernsehserie über Kleinkinderziehung, und es erschien eine Ratgeberspalte in einer bekannten Zeitschrift, beides von Anna Tardos.

Der Focus von Piklers Arbeit als Ärztin und Forscherin war und blieb die Salutogenese. Wie entsteht Gesundheit und welche Bedingungen müssen gegeben sein, damit sich das Kind gesund entwickelt? Wie kann auch unter schwierigsten, scheinbar hoffnungslosen Voraussetzungen der Alltag so gestaltet werden, dass eine weitgehend ungestörte Entwicklung des Kindes möglich wird? Der aufrechte Gang, diese von Ernst Bloch geprägte, philosophisch-politische Kategorie, gewinnt in dem von Emmi Pikler praktizierten und im Lóczy institutionell verwirklichten Umgang mit Kindern, eine physisch-körperlichen Realität.

Seit der Wende wurde die ursprünglich staatliche Institution in eine Stiftung umgewandelt, deren finanzielle Situation noch nicht gesichert ist. Um die Qualität der Arbeit sicherzustellen, d.h. Supervision und Forschung im bisherigen Umfang gewährleisten zu können, ist sie die Emmi-Pikler-Stiftung auf eigene Einnahmen, Sponsoren und Spenden angewiesen. Seit 1999 bietet sie Fortbildungen für Fachkräfte, Ärzte, Psychologen, Pflegende und Therapeuten auch in deutscher Sprache an.